

# Leipziger Tageblatt

Abend-Ausgabe

## Handelszeitung

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig

108. Jahrgang

**Bezugspreise:** für Leipzig und Umgebungen durch unsere Verleger monatlich 1,25 M., vierteljährlich 3,75 M. Bei der Geschäftsstelle, unfern Postamt und Hauptbahnhof abgeholt: monatlich 1 M., vierteljährlich 3 M. Durch die Post: Inland monatlich 1,30 M., vierteljährlich 3,90 M., ausschließlich Postgebühren. Das Leipziger Tageblatt erscheint wöchentlich am Sonntag. In Leipzig, den Nachbarorten und den Orten mit eigenen Filialen wird die Abendausgabe noch am Abend des Erscheinens in die Hände geliefert. Berliner Abonnenten: In den Zeiten 17. Juni 1914 bis 1. März 1915: 1,25 M. wöchentlich.

**Anzeigenpreise:** für Leipzig und Umgebungen die tägliche Blattweite 25 Pf., die Blattweite 1 M., von 20 bis 30 Pf., Resten 1,20 M., kleine Anzeigen die Blattweite nur 20 Pf., Wiederholungsanzeigen im amtlichen Teil der Zeitung 50 Pf., Geschäftsanzeigen im amtlichen Teil der Zeitung nach Art. 10. Beilagen: Beilagen 1 M., das Ausland nach Postgebühren. Anzeigenannahme: Teichmannstraße, bei sämtlichen Filialen des Leipziger Tageblattes und allen Annoncen-Expeditoren des In- und Auslands. Geschäftsstelle für Berlin u. die Dr. Oettersburg: Direction Walter Jungel, Berlin W. 14, Margarethenstraße 8. Fernsprech-Anschluß: Lühm 4971.

Nr. 172.

Sonntag, den 4. April.

1914.

### Das Wichtigste.

- \* In der bulgarischen Sobranje kam es zu Pärzungen. (S. Ausland.)
- \* Die rumänische Kammer hat das Handelsabkommen mit Griechenland angenommen.
- \* In Matalka fanden neue Kämpfe zwischen französischen Truppen und Marokkanern statt. (S. Ausland.)
- \* Die Nachrichten aus dem albanischen Aufstandgebiet lauten immer ernster. (S. bei Bericht.)

### Die Befoldungsvorlage im Reich.

Die Reichsboten wollen, wenn sie aus den Provinzen zu uns wiederkehren, nur noch drei Wochen beisammenbleiben: am 20. Mai, einen Tag vor Himmelfahrt, soll zum Halali gelassen werden. Wie man in dieser Zeit die noch rückständigen Staatsmittel, als da sind Militäretat, Reichsanlagen, Auswärtiges, erledigen will, ist, zumal der Militäretat noch nicht einmal in die Budgetkommission gelangte, uns einigermassen selbsterleuchtend. Aber die Berliner Frühlingssucht und die Provinzialneugier pflegen in der Beziehung miteinander Wunder zu wirken, und so mag es immerhin geschehen, daß man dies Wupenjam sohast. Daß man darüber hinaus noch etwas fertig zu bringen vermöchte, dünkt uns bei der psychologischen Unmöglichkeit, nach der Dauerleistung des vorigen Jahres den Reichstag länger zusammenzuhalten, so ziemlich ausgeschlossen. Und so wird man sich denn immerhin darauf einrichten müssen, daß von den Entwürfen, die man bisher in der Kommission förderte, mancherlei bis zum Herbst verschoben wird, oder gar, wenn die Regierung aus allerlei Erwägungen heraus das Parlament wirklich schließt, auf der Strecke bleibt. Bei einigen von diesen Vorlagen hat die Regierung die Möglichkeit eines Erfolges oder Abzuges ohnehin durch ein „Unannehmbar“ verbaut. Nun pflegt man seit verwichenen Jahren, zum mindesten seit 1909, derlei Regierungsvorlagen ja nicht allzu tragisch zu nehmen. Sondern wir es wiederholt erlebt haben, daß die Regierung Dinge, die sie

als unannehmbar bezeichnete, hernach doch hingenommen oder, wie unedelicate Leute das auszudrücken pflegen, „geschluckt“ hat. Aber von einem der strittigen Probleme möchten wir doch glauben, daß die Regierung hier unnahbar bleiben und auf ihrem Stand bestehen wird: das ist die Befoldungsvorlage. Wir haben bekanntlich in diesem Jahre zwei Befoldungsvorlagen — eine im Reich und die andere in Preußen — und beide stehen miteinander in gewissen Zusammenhängen. Zunächst schon dadurch, daß in Preußen die Abgeordneten warten, was im Reich geschieht, weil sie nicht wieder wie 1908/09 durch den preussischen Reichstag übertrumpft werden möchten. Zum anderen, weil die sogenannte Reichsteilung — der Ausdruck, obwohl er keinerlei staatsrechtliche Hintergründe hat, beginnt sich neuerdings einzubürgern — sich durch die Rücksicht auf Preußen und die preussische Regierung gebunden fühlt. Bisher hat die Reichsregierung sich verstanden: zur Ausdehnung der Befoldungen auch auf die Klasse der „gehobenen Unterbeamten“. Aber da recht die preussische Regierung dräuend den Finger und spricht: resipice sibi. Zu deutsch: Bedenke das dicke Ende, das in Preußen nachkommt. Für das Reich, das ja nur geringe eigene Verwaltungen hat, wär's nämlich eine Bagatelle: drei bis vier Millionen. Aber in Preußen mit seiner Fülle von Verwaltungen erwächst gleich ein anderer Multiplikator. Dort gibt es weit über 100 000 gehobene Unterbeamte, und wenn man jedem von ihnen nur 100 Mark stiftete, so kämen daid an die fünfzehn Millionen Mark heraus. Diesen Druck von der preussischen Seite hatte man in unterrichteten Kreisen vorausgesehen, und er hat denn auch nicht auf sich warten lassen. Im Reichstage — das wird billig anzuerkennen sein — hatte man klug und loyal gearbeitet. Die Befoldungswünsche der Beamtenklasse sind selber Gottes ein Gebot geworden, auf dem sich bequem nach Populartät jagen läßt und allerlei fraktionelle Eifersüchteleien sich austoben. Solchen Vorstellungen war man, vielleicht weil man erkannt hatte, wie schlecht im Grunde die Populartätsherrschaft sich bezahlt macht, diesmal auf dem Wege gegangen. Nach mancherlei Verhandlungen hatten sich schließlich die bürgerlichen Parteien auf zwei im Grunde geringfügige Erweiterungen geeinigt (deren eine wir oben beschrieben) und sich stark

gemacht, unter keinen Umständen von diesem Kompromiß abzugehen. Nach ihren Äußerungen in der Kommission hatte man sogar gehofft, daß auch die Regierung für diese Erweiterung zu haben sein werde. Nun hat am letzten Wochenschluß die „Nordd. Allg. Zeitung“ doch das Unannehmbar ausgesprochen. Und dies Unannehmbar ist wohl ernsthaft. Wenn man, wie gesagt, auch im Reichsschatzamt mit sich handeln ließe: Herr Venke wird unnahbar bleiben; wie es vielleicht sogar bleiben müssen. Damit die Ausichten für die Beamten, in diesem Jahr zu Befoldungserhöhungen zu kommen, sich zu ihrem Leidwesen allgemach verflüchtigen.

### Das rebellische Epirus.

Aus Salona meldet der Telegraph: Die Nachrichten aus dem Süden des Landes lauten fortgesetzt ernst. Verlässlichen Meldungen zufolge befinden sich unter den aus epirotischen Banden und heiligen Bataillonen bestehenden Aufständischen zu einem großen Teile verkleidete griechische Offiziere und Soldaten. Die Banden verfügen über Kanonen und Mitrailleusen, über deren Herkunft aus Griechenland wenig Zweifel besteht. In den letzten Tagen sind die Aufständischen von Süden über Kolonia und Lesko mit gegen Norden vorgezogen, wobei sie die auf dem Wege liegenden Dörfer plünderten und durch Kanonenschüsse zerstörten. Die „Agenzia Sicioni“ meldet aus Korintha: Die Albanier konnten, nachdem sie Verstärkungen zusammengezogen hatten, die griechischen Banden angreifen, die morgens die weiße Fahne gehißt haben sollen. Ein weiteres offizielles Telegramm meldet, daß die durch griechische Soldaten verstärkten „heiligen Bataillone“ auf der ganzen Linie von Agrostofa bis Korintha den Marsch gegen die Stellung der albanischen Gendarmen angetreten haben. Eine Anzahl von Ortschaften ist überfallen und geplündert worden. Die Einwohner wurden vertrieben. Eine große griechische Bande, die durch arabischen Soldaten verstärkt wurde, hat die Stadt Korintha überfallen, die in Flammen steht. In Wien ist bisher nach Mittelung aus diplomatischen Kreisen noch keine offizielle Bekräftigung der schlimmsten Nachrichten aus dem Epirus eingetroffen. Sollte es sich dennoch bewahrheiten, und sollte insbesondere die Nachricht auf Wahrheit beruhen, daß ununterbrochen griechische Offiziere zu den Aufständischen stoßen, so werden die Mächte erwägen, ob nicht die Zugeständnisse der Mächte in der Inselfrage und in der Frage der Gebietsregulierung, die beide von einer ungeklärten Räumung der albanischen Gebiete abhängig ge-

macht wurden, einer Wendung zu unterliegen seien. In dieser Hinsicht seien bereits Verhandlungen unter den Mächten im Gange. Die Kämpfe bei Korintha sind geeignet, neue, langwierige Vermittlungen heraufzubeschwören. Zunächst scheint, nach weiteren Depeschen, die aktive Mitwirkung griechischer Soldaten erwiesen. Fürs weite ergibt sich aus den südbalkanischen Kämpfen das Unvermögen der albanischen Regierung, dem planmäßigen Vordringen der Epiroten Einhalt zu gebieten. Die Epiroten Albanien steht auf dem Spiele, wenn nicht die G r o ß m ä c h t e rald und entscheidend eingreifen. Unter den Mächten herrscht aber, was das Verhalten gegen Griechenland betrifft, durchaus keine Einigkeit. Auf Seiten der Tripleentente zeigt sich keine Geneigtheit, den Albanern in den Grenzländern zu helfen. Der Angriff auf Korintha schafft über Nacht ein neues Balkanproblem mit all den Gefahren, die diesen Streitfragen eigen sind.

### Der Matalka-Zwischenfall.

Aus Cetinje, 30. März, berichtet unser K-Mitarbeiter: In der heutigen Sitzung der Skupština ging es sehr lebhaft zu. Man interpellierte die Regierung wegen des Matalka-Zwischenfalls, und die Töne, die hierbei gegen Oesterreich angeklungen wurden, mögen kein freudiges Echo am Balkanplatz finden. Immerhin ist zu erwarten, daß die Angelegenheit eine befriedigende Lösung finden wird. Aus den Mitteilungen der Interpellanten und des Ministers des Auswärtigen kann folgendes als festgestellt gelten: Bei Matalka an der jetzt montenegrinisch-bosnischen Grenze befindet sich auf Bergeshöhe ein Sammelplatz. Während des Balkankrieges hatten ihn die Serben besetzt und übergeben diesen Polken dann den Montenegrinern, an die dieses Gebiet nach dem Zukerter Frieden mit gefallen war. Vor kurzem nun näherte sich dem Flade eine österreichische Patrouille, deren Führer von dem Kommandanten des montenegrinischen Postens mitgeteilt wurde, daß sie sich auf montenegrinischem Gebiete befände und sich deshalb zurückziehen möge. Der österreichische Führer erwiderte, daß der Kommandant im Irrtum sei, es handele sich um bosnisches Gebiet; die Montenegriner müßten sofort den Polken räumen, widrigenfalls sie verjagt werden würden. Der Kommandant erklärte, ohne Befehl seiner Vorgesetzten diesem Verlangen nicht nachkommen zu können. Die Patrouille zog sich darauf zurück, doch erschien unmittelbar darauf ein österreichisches Bataillon, das gegen den vier Mann starken montenegrinischen Posten vorging und auch logisch das Feuer eröffnete. Bei dem nur wenige Minuten währenden Geheiß wurden die 4 Montenegriner zum Teil getötet, zum Teil verundet, auf österreichischer Seite wurde niemand verletzt. Die

Zwei Dinge sind schädlich für jeden, Der die Stufen des Glückes will ersteigen: Schweigen, wenn Zeit ist zu reden, Und reden, wenn Zeit ist zu Schweigen. (Bodenstedt.)

### Paul Heyse's Persönlichkeit.

Von Walter von Hollander. Uns Jüngeren war der Name Paul Heyse mehr die Erinnerung an glänzende Zeiten der Münchener Kunst, mehr eine Erfahrung als ein lebendiges Gefühl. Seine literarische Bedeutung gehört längst der objektiven Literaturgeschichte an, und sein Tod soll kein Grund sein, diese Bedeutung zu übersteigern, dies wäre nicht in seinem Sinne. Er war sich seines Könnens mit Stolz bewußt, er wußte auch, daß er, ein Ueberlebender unrettbar vergangener Zeiten, dennoch kraft seiner Kunst auch dieser unzerstörten Zeit etwas zu sagen hatte. Sein Tod ist nicht schmerzhaft, nicht einmal wehmützig. Er ist die Erfüllung seines sehnlichstigen Wunsches. Nicht, daß er des Lebens überdrüssig war, nein — er fühlte nur, daß sein Weg vollendet war, und daß es nun Zeit sei, zur Ruhe zu gehen. — Paul Heyse war einer der wenigen, die glücklich gewesen sind, einer der Glücklichen, an denen die Tragik des Lebens vorübergegangen ist, das war sein Schicksal. Er hat es vielleicht zu leicht gehabt, abgesehen von sein; ein unschwer erworbenes Gubämonium hat ihn vielleicht gehindert, Tiefstes zu geben und die harmonische Ausgeglichenheit seiner Lebensführung erschwerte es ihm, der Not und Herrlichkeit des Lebens Ausdruck zu geben. Man hat ihn den „letzten Griechen“ genannt, ich möchte ihn den „letzten Patriarchen“ unter den Dichtern nennen. Er war stolz, ein Freund des Königs zu sein, er war stark genug, diesem Stolz nichts von seinem Dichtertum, nichts von seiner Persönlichkeit zu opfern. Er war Künstler mit jeder Faser seines Herzens, Künstler in jedem Ausdruck seiner Lebensgestaltung. Künstler in der Abgleichtheit zwischen Sein und Schein, die allem Menschen des Lebens gewachsen ist, — ohne Väter zu sein. Er war Aristokrat durch sein Dichtertum. Dadurch aber war er Repräsentant jenes alten Münchens, in dem der Künstler ein Auserwählter war, jenes alten Münchens, dessen durchgebildete Kultur noch einen großen Teil seines jetzigen Rufes ausmacht.

Mit ihm ist der letzte alte Münchener dahingegangen. — Sein Name ist unsterblich mit München verknüpft — er wird nicht nur bleiben als der Name eines feinsinnigen Dichters, sondern auch als Verkörperung einer glänzenden Epoche, als Erinnerung und als Sehnsucht der jetzigen Generation.

### Heyse im Berliner „Tunnel“.

Es war etwa im Jahre 1850, als Paul Heyse in jenen literarhistorisch so berühmt gewordenen „Tunnel über der Spree“ eingeführt wurde, der sich damals allsonntäglich ein paar Nachmittagsstunden in einem Café hinter der Hedwigskirche versammelte, eigene dichterische Arbeiten vorzulesen und darüber zu Gericht zu sitzen. Heyse stand damals in der vollen Blüte seiner geistigen und körperlichen Jugendfröhenheit. „Er ist“, so hat ihn Theodor Fontane in jenen Jahren in einem Briefe an Theodor Storm geschrieben, „er ist in der Tat ein Liebling der Grazien, sein ganzes Wesen ist Keiz. Wenn er spricht, ist mir's immer, als wären reichende Rippenfäden von Gold und auch von Bronze, aber alle gleich zierlich gearbeitet, über den Tisch geschüttelt. Man sieht hin, das Auge lacht über die bunten Farben und schönen Formen und ein unwillkürliches „Ah! ringt sich der Lippe.“ Heyse's Freund Geibel wollte freilich von dem Tunnel, den er verächtlich eine „Aleinbinderbewahranstalt“ nannte, nichts wissen, aber Heyse selbst hat günstige Erfahrungen in diesem Kreis gemacht, und er hat in seinen Erinnerungen bekannt, manche Anregung und manche Förderung vom Tunnel erfahren zu haben. Im Tunnel wurden die einzelnen Mitglieder mit besonderen Namen belegt, und Heyse erhielt, weil er ein sehr sentimentales, von Todesahnungen erfülltes Gedicht vorgelesen hatte, den Namen „Hölz“. Jedes überzeugten sich die Tunnelgenossen bald, daß sie von ihrem Jüngling — denn das war Heyse — ganz anderes zu erwarten hatten, als Sentimentalitäten und Todesahnungen, und eine Reihe der meistlichen Frühnovellen Heyse's, die hier vorgelesen wurden, erregten neben großer Bewunderung doch auch ein gewisses Befremden. Fontane hat den Grund hierfür mit seiner gewöhnlichen Offenheit ausgesprochen: „Die herrliche Richtung im Tunnel war doch konservativ, und wenn auch Heyse unzweifelhaft ein echter Dichter war und die Form glänzend beherrschte, so hatte sein Talent doch nicht eigentlich jenen „Tunneltypus“, dessen Urbild nun einmal Eche-

renberg blieb. Immerhin erhielt Heyse 1851 bei einer Doppelfontanierung für die beste Erzählung in Prosa und in Versen mit seiner Novelle „Marion“ und der Erzählung in Versen „Die Brüder“ beide Preise.

Nicht lange hat Heyse's Zugehörigkeit zum Tunnel gewährt, und der Historiker des Tunnels hat bekannt, daß das Scheiden Heyse's, obgleich schmerzhaft empfunden, doch nicht das tiefe Bedauern erregte, das dem Verluste eines solchen Talentes gemäß gewesen wäre. Es lag dies daran, daß der glänzende junge Dichter sich nicht besonders geneigt zeigte, auf die Meinung mancher alten braven Speisiers, der zum Tunnel gehörte, und dort auch gern seine Weisheit vernehmen ließ, besonders rüchsigvoll einzugehen. So kam es z. B. in einer Sitzung zum Zusammenstoße zwischen ihm und einem alten Professor, der den Schulmonarchenten nicht ablegen mochte, zudem aber in seinem Urteil von seinem Blättern ganz abhängig und ein Erfolg- und Modeanbeter war. So machte er sich denn auch eines Tages zum Vorkämpfer des damals gerade sehr berühmten Vogumil Gotthard und seiner „Aleinbinder in Ägypten“. Zum Unglück war in der betreffenden Sitzung auch Heyse zugegen, und während der anderen Tunnelgenossen dem alten Professor den Widerspruch ersparten, machte der junge geniale Dichter aus seinem Herzen keine Mordgrube und kritisierte Gotthard's Stil, in dem er nur gepreizte Geschmacklosigkeit sah, auf das schärfste. So kam es zu einem Zusammenstoße zwischen ihm und dem Alten, bei dem dann begreiflicherweise wieder Alt zu Alt stand und die unbefriedigbare Ueberlegenheit Heyse's bei manchen Anstöß erregte. Darum sah von den Älteren mancher den jungen Poeten nicht ganz ungern scheiden. Der aber zog aus dem engen Kreise des „Tunnels“ in die weite Welt hinaus, und als er später in dem Münchener Seitenstraße dieser Gesellschaft, im „Arosobill“, seine Rolle spielte, da bildete er, einer der gelehrtesten Dichter seiner Zeit, den unbefriedigten Mittelpunkt des hier vereinigten Dichter- und Künstlerkreises.

### Kunst und Wissenschaft.

\* Heinrich Ignaz Franz Biber's „Kammer-Musik“ in Dresden. Unser Dresdener Schauspielereferent schreibt uns: Im Albert-Theater hat gestern die Erstaufführung von Ignaz Franz Biber's „Kammer-Musik“ statt. Eine herrliche Künstlerleistung wird hier dargestellt, die frei von allem Bürgerlichen, Gemeinheitsmäßigen ist, und wo die Frau in ihrem

sonnigen Uebermut es versteht, auch die Geliebte ihres Mannes zu sein. Dazwischen werden in harmloses-pöttischem Ton Fragen der Sittlichkeit und Kunst berührt, wobei auch der seit L. Thomas „Moral“ beliebte Sittlichkeitsprediger nicht fehlt. Eine tolle Ausgelassenheit liegt über dem Ganzen, und man läßt sich gern von der frohen Laune mit fortziehen. Das Werk wurde flott und gut gespielt und fand beim Publikum eine sehr beifällige Aufnahme. Dr. F. Adler.

\* „Parfisch“ in Stuttgart. Unser Stuttgarter Theaterreferent meldet: Voll Würde und Weisheit zog „Parfisch“ heute hier ein. Ein andachtsvolles Publikum im Feierliche füllte das Theater. In den Hoflogen wohnten die Königsfamilie, die Hofkavale und höchsten Würdenträger. Bei „Parfisch“ hat das Orchester unter Schillings beglückender Führung. Kitters Parfisch zeichnete sich durch feinen Gesang und gelinde Naturalität aus. Er ist ein würdevoller, ergreifend klingender Gernemann, Scheidl ein langjähriger Amfortas, als Kundry hat Frau Bertha Bösen von Kürnbacher Stadttheater wirkungsvoll aus. Die führenden Blumenmädchen waren mit ersten Solofröhen besetzt. Die heutige Inszenierung unter Gerhards Leitung folgt nicht Maßstab der Bayreuther Tradition, sondern nutzt auch insyphischen anderwärts erprobte Neuerungen vorteilhaft aus. Die Wanddecorations sind durch wallende Wolkenfelder ersetzt. Alle Bühnenbilder wirken stimmungsgevooll; alle technischen und maschinellen Einrichtungen funktionierten tadellos. Tief ergriffen folgten die Zuschauer in andachtsvoller Stille der 5 1/2 stündigen Aufführung, zu deren Gelingen alle Beteiligten beigetragen haben. W.

\* Holz' „Sonnensinfonie“ im Stuttgarter Hoftheater. Das Schauspiel brachte als Reuheit im kleinen Hause gestern und heute Arno Holz' fünfaktige Tragödie „Sonnensinfonie“, die vor einigen Monaten in Hamburg die Urufführung erlebte. Das nicht nur seinem Stoffe nach peinliche, sondern auch technisch mangelhafte Werk, das aber deutliche Spuren harter dichterischer Begabung zeigt, fand achtungsvolle Aufnahme. Regie und Darsteller strengten sich vergeblich an, ihm zu einem vollen Siege zu verhelfen. Holz hatte jede Kürzung streng unterlag — sehr zum Nachteil seiner Tragödie, die viel zu lang und breit geraten ist. W.

\* Eine Gerhart-Hauptmann-Bühne im Foyer des Berliner Deutschen Theaters. Max Reinhardt erworb tochen für das Foyer des Deutschen Theaters die Gerhart-Hauptmann-Bühne, die der Berliner Bildhauer Kurt Edwin Kroner vor kurzem bei einem längeren Aufenthalt in Anetendorf geschaffen hat. Das Bronzemerk, das in einem Travertin oder eingelassen ist, steht jetzt in der bei Paul Cassirer stattfindenden Ausstellung von Werken Kroners.